Ein Land in Trümmern

Dtsch Arztebl 2015; 112(35-36): A-1416 / B-1194 / C-1166

Bevölkerung leidet stark unter den Folgen der Erdbeben im Frühjahr. Ärzte aus trafen auf traumatisierte Menschen und zum Teil wochenlang unbehandelt gebliebene Knochenbrüche und Wunden.

Außer Trümmern ist vielen Nepalesen nach den beiden schweren Erdbeben nichts geblieben. Fotos: privat

Als von dem starken Erdbeben in hörte, war ihm sofort klar: „Ich muss zum Helfen dorthin!“ Das war am 25. April. An diesem Tag erschütterte ein Erdbeben der Stärke 7,8 das Land in Südasien, am 12. Mai folgte ein weiteres mit einer Stärke von 7,4. Etwa 8 000 Menschen starben in diesem Frühjahr in durch die Beben; fast eine halbe Million Häuser wurden zerstört oder schwer beschädigt. Die nepalesische Regierung rief den Notstand aus.

Anzeige

der als Chefarzt in einer Klinik für Unfallchirurgie und Orthopädie in arbeitet, ist seit einigen Jahren Mitglied im Verein Nepalmed\* mit Sitz in Am 15. Mai saß er mit einigen Kollegen im Flugzeug nach der Hauptstadt. Zuvor hatte Nepalmed zusammen mit Apotheker ohne Grenzen eine größere Bestellung an Medikamenten und chirurgischem Material, wie Desinfektionslösung, Bandagen, Tupfer, Schienen, Handschuhen, Nadeln und Spritzen, in das Land geschickt. „In Versandkisten verpackt und beschriftet konnten wir alles vor Ort in abholen“, berichtet

Hilfe im Hinterland

Eigentlich hatten es sich der Chirurg und seine Teammitglieder zur Aufgabe gemacht, im Nepalmed-Partnerkrankenhaus von einem Stadtteil von Erdbebenopfer chirurgisch zu versorgen. „Aber das waren gar nicht so viele“, erzählt er. „Auch die Schäden am Krankenhaus durch das Beben waren vergleichsweise gering. In der ganzen Region gab es nur einige Verletzte, wahrscheinlich weil die Gebäude in den Dörfern meist kleiner und leichter gebaut sind, so dass sich viele Menschen in Sicherheit bringen konnten.“ Hinzu sei gekommen, dass sich das Beben an einem Samstagmittag ereignete. „Die meisten Menschen waren auf den Feldern bei der Arbeit, aber nicht in den Häusern oder in der Schule“, erklärt Als am 29. April in eintraf, musste auch er nur wenige schwer verletzte Menschen versorgen. „Die Armee hatte kurz nach dem Erdbeben die Schwerverletzten mit Hubschraubern ausgeflogen. Die Menschen, die wir getroffen haben, waren nicht so schwer verletzt“, erklärt der niedergelassene Hausarzt aus Niederkassel. „Dennoch haben wir nicht versorgte offene Frakturen und großflächige infizierte Wunden behandelt.“ Da viele Menschen in den Trümmern ihrer Häuser gegraben hätten, seien auch frische Verletzungen hinzugekommen.

In den Bergdörfern versorgte die Patienten auf Stroh.

Mit der Hilfsorganisation humedica\* ist in ein Tal 70 Kilometer östlich von gefahren. „Unser Team bestand aus fünf Ärzten und sieben medizinischen Fachkräften beziehungsweise Koordinatoren“, erzählt er. Vor Ort haben sie sich in zwei Gruppen aufgeteilt: die eine blieb in dem Hauptort Jalbiri und die andere ging zu Fuß in die Bergdörfer, um die Menschen dort zu versorgen – Straßen gibt es in diesen Teilen des Landes häufig nicht. „Das Erdbeben hat die meisten Dörfer komplett zerstört“, erzählt. „Die Häuser sind weggerutscht, übrig blieben oft nur Steinhaufen mit Wellblechdächern. Die Menschen wurden schwerst traumatisiert. Viele saßen apathisch auf den Trümmern ihrer Häuser. Man konnte riechen, dass noch nicht alle Leichen geborgen worden waren.“

Auch Saatgut wurde zerstört

Nach und nach sei jedoch Aktivität in die Dörfer zurückgekehrt. Die Menschen hätten in ihren Trümmern nach allem gegraben, was sie zum Aufbau ihrer Häuser hätten verwenden können – vor allem aber nach Saatgut. „In den Bergregionen wachsen nur wenige Pflanzen“, erklärt. „Die Menschen dort säen jedes Jahr vor allem Mais und Reis aus und behalten von der Ernte Saatgut für das kommende Jahr zurück. Dieses Saatgut war nun unter den Trümmern begraben. Und das ist eine weitere Katastrophe mit langfristigen Konsequenzen.“ Denn ohne dieses Saatgut werde es im kommenden Jahr keine Ernte geben. Zwar brächten manche Hilfsorganisationen Saatgut mit, oft aber von Pflanzen, die in der Region nicht wachsen.

„Schlimm war das zweite Erdbeben am 12. Mai“, erinnert sich, der sich mit seinem Team zufällig ganz in der Nähe des Epizentrums befunden hat. „Das Grollen wurde sehr schnell sehr laut, die Bedrohlichkeit war mit Händen zu greifen, und wir wussten: Das ist kein normales Nachbeben“, sagt „Es dauerte 35 Sekunden, links und rechts von uns stürzten Felsbrocken ins Tal. Wir hatten einfach Glück, dass uns keiner getroffen hat.“ Die Szenerie danach sei gespenstisch gewesen. Einige Menschen seien in Schockstarre verfallen, während sich eine Staubwolke über die Landschaft gelegt habe, andere hätten in Panik geschrien. „Wir hatten gerade das Gefühl, die Menschen fassen sich wieder, die Strukturen werden wieder aufgebaut“, sagt. Deshalb habe das zweite Beben zu einer noch stärkeren Traumatisierung geführt. Weil es die Angst und die Ohnmacht verfestigt habe. Diese Angst, mit der permanenten Bedrohung weiterleben zu müssen, könne ihnen niemand nehmen.